
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 248. Bromberg, den 28. Oktober 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

(1. Fortsetzung.)

Er war kein schlechter Schwimmer, aber die verwünschte Hose klebte ihm hindernd an den Beinen und die Schuhe waren wie Bleigewichte. Während er — für alle Fälle — laute Hilferufe ausstieß, zog er in hastigen Stößen dem Selbstmörder nach, von dem er nur noch den Kopf dunkel über der Wasseroberfläche erblickte.

Er kam ihm näher, aber es ging nicht schnell genug. Der Kopf trieb, wie ein Stück für sich dahin, wurde überspült, tauchte wieder auf. Freese ruderte mit den Armen wie ein Rasender, die Entfernung verringerte sich, er mußte es schaffen, er mußte, mußte —

Vom Ufer, von weit her, vernahm er Zurufe. War also doch der Vorfall bemerkt worden? Gott sei Dank! Wenn ihm nur jetzt nicht der Atem versagte!

Jetzt — jetzt hatte er den andern erreicht. Freese griff zu. Er keuchte: „Klammern Sie sich an mich an! Um die Schultern! Um die Schu. . . ."

Aber der andere schien nicht begriffen zu haben. Oder war er nicht mehr bei Besinnung? Nochmals versuchte Freese, ihn zu fassen. Da stammelte es halb erstickt: „Lassen Sie mich! Ich will nicht! Was geht Sie mein Leben an?!"

„Machen Sie jetzt keinen Unsinn!" drängte Freese atemlos. „Los! Wo sind Sie?"

Doch der Kopf gab keine Antwort mehr. Freese sah nur — ganz nahe — zwei aufgerissene Augen und ein fahlgrünes verzerrtes Gesicht, das ihm ein Grauen durchs Blut jagte, dann spürte er mit einemmal Faustschläge, die auf ihn lostrommelten. Er wollte ausweichen. Zwei-, dreimal war er getroffen worden. Sein Schädel brummte. Jetzt traf ihn ein Schlag an der Schläfe. Er hob den Arm, griff ins Leere. Noch einmal gurgelte er: „Hilfe —!" Er begann Wasser zu schlucken und verzweifelt um sich zu schlagen.

Nun kam eine Minute, wo er nicht mehr genau wußte, was geschah: ein großer Schatten schien heranzugleiten, im Wasser plätscherte es, jemand schrie ihm etwas zu, was er nicht verstand, er hatte das Gefühl, als würde er emporgehoben. Dann versank er in Finsternis.

III.

Eine kahle, weißgetünchte Decke, kahle Wände mit ein paar amtlichen Anschlägen, ein Tisch, Stühle, nüchterne Beleuchtung.

Der Vorsteher des Polizeireviers beugte sich befriedigt über den Mann, der wie tot auf der Pritsche lag und jetzt matt die Augen aufschlug. „Na also, da werden Sie ja wieder lebendig! Ich habe doch gleich gesagt, es ist nicht nötig, die Rettungsstation anzurufen."

„Was war — denn los —?" brachte Freese hervor und suchte sich in der ungewohnten Umgebung zurechtzufinden.

Ein paar Beamte lachten.

Der Reviervorsteher gab die Erklärung: „Wir haben Sie gerade noch rechtzeitig herausgefischt. Gerade noch so im letzten Augenblick. Sie haben da in der Spree ein kaltes Bad genommen. Hatten wohl genug von unserer schönen Welt, wie?"

Freese antwortete nicht. Er fühlte sich noch sehr benommen, und es kostete ihn Mühe, richtig zu denken. Er war also am Ertrinken gewesen und war gerettet worden, so weit war alles klar.

„Jetzt erholen Sie sich ein wenig", redete ihm der Beamte gutmütig zu, „und dann gehen Sie hübsch nach Hause! Überlegen Sie sich das ein bißchen mit dem Umbringen, Herr Stuckering, man darf doch nicht gleich schwache Kniekehlen kriegen!"

Arnold Freese lag da und starrte zur Decke. Was redete der Mann für Blödsinn? Die Leute schienen zu glauben, daß e r ins Wasser gesprungen war, um sich das Lebenslicht auszulöschen. Wußten sie denn nichts von dem andern, dem wirklichen Selbstmörder? Das mußte aufgeklärt werden! Er machte eine taumelnde Bewegung, um sich aufzurichten, es fror ihn, er vermißte seinen Rock. „Wo ist denn . . .?" fragte er matt.

„Sie suchen Ihre Jacke, nicht wahr, Herr Stuckering? Die haben wir am Ufer aufgelesen."

Freese nickte. Aber zum Teufel, warum nannte man ihn dauernd Stuckering?

Wie um seine stumme Frage zu beantworten, fuhr der Reviervorsteher fort: „Wir haben Ihre Personalien gleich aufgenommen. Das muß nämlich sein, weil über jeden solchen Fall Meldung erstattet wird. Darüber führen sie Statistik."

„Meine Personalien?" Freese war erstaunt.

„Na ja. Das war nicht schwer. Sie hatten doch in Ihrem Rock den Paß und Visitenkarten mit der Adresse: Georg Stuckering, geboren am 4. April 1900, Kunstmaler, wohnhaft Schöneberg, Mühlstraße 40. — — Stimmt's?"

Freese gab vor Verblüffung keine Antwort. Langsam begriff er. Die Beamten hatten die Jacke, mit den Papieren des Selbstmörders gefunden. Und plötzlich sah er wieder das verzerrte, grünfahle Gesicht über dem dunklen, unheimlichen Wasserspiegel, glaubte er die verzweifelte Stimme des Ertrinkenden zu hören, der sich mit wütenden Faustschlägen gegen die Rettung wehrte: „Was geht Sie mein Leben an?!" Lähmend lag ihm Entsetzen in allen Gliedern. Verwünscht wenig hatte gefehlt, und der andere hätte ihn mitgerissen in den Tod!

Der Beamte nahm Freeses Schweigen sichtlich als Zustimmung und bekräftigte: „Na, sehen Sie! Wir brauchen uns also nicht länger aufzuhalten. Übrigens, da fällt mir ein . . . es geht mich zwar nichts an, ich sag' es bloß so, weil es mir aufgefallen ist, aber Sie geht die Geschichte vielleicht an. Da war vor ein paar Tagen ein Aufruf in den Zeitungen, demzufolge ein Stuckering gesucht wird."

„Gesucht wird?" fragte Freese zerstreut. Er war mit seinen Gedanken noch immer bei dem andern, der sich nun keine Sorgen mehr machen mußte um den nächsten Tag.

„Ja. Aber Sie brauchen nicht zu erschrecken. Er wird nämlich wegen einer Erbschaft gesucht!“

„So?“

„Davon wußten Sie wohl nichts?“

„Keine blasse Idee.“

„Wenn Sie es gewußt hätten, wären Sie wahrscheinlich nicht in die Spree gesprungen. Was? Übrigens eine ganz ausgiebige Erbschaft. Ich glaube, ein paar Dollarmillionen. In Kanada ist ein reicher Holzhändler namens Stuckering ohne Angehörige gestorben, ein ausgewanderter Deutscher. Man sucht nun nach erbberechtigten Anverwandten. Na, und Stuckering ist doch kein so häufiger Name. Möglicherweise kommen Sie in Frage, kümmern Sie sich darum! Das wär so eine Sache!“

„Sicher wäre das was“, bestätigte Freese gepreßt. „Besten Dank jedenfalls!“ Grotesker Gedanke: Der Selbstmörder, aus Not natürlich — und die Millionenerbschaft, die er womöglich verpaßt.

Er richtete sich auf und sprang von der Pritsche herab. Hilfsbereite Hände reichten ihm den Rock. Es war angenehm, es nach dem kalten Bad wieder warm um Schultern und Rücken zu haben. Leider war es nicht sein eigenes Kleidungsstück: ein Rock aus graugemustertem Tuch, der einigermaßen zu seiner Hose und Weste paßte.

Richtig: eine verquerte Geschichte war da passiert. Der Rock, den man am Ufer gefunden hatte, war der des andern, des Unbekannten, das heißt, des lebensmüden Kunstmalers Georg Stuckering, der jetzt zweifellos als traurige Wasserleiche spreeabwärts trieb. Aber wo waren Freeses eigene Sachen? Vor allem der Koffer, der seine ganzen Habseligkeiten barg?

Eine nette Bescherung, dachte Freese. Das einzige Glück war, daß er sein Geld, das er bereits in Mark eingewechselt hatte, nach alter vorsichtiger Gewohnheit in einem Leinwandbeutelchen verwahrt, um den Hals trug. Er griff nach der Stelle: Gott sei Dank, der Beutel war da!

Nun konnte er gehen. Er zögerte. Eine dumme Geschichte, das mit der Verwechslung! Warum hatte er auch nicht gleich widersprochen! An der Türschwelle wäre er am liebsten umgekehrt, um zu erklären, daß ja alles blanker Unsinn sei, daß er Freese heiße und nicht Stuckering, und daß sich überhaupt die Dinge ganz anders abgespielt hätten.

Aber er besann sich. War es klug, wenn er widerrief? Vor fünf Minuten noch wäre es ein leichtes gewesen. Jetzt würde aber seine Richtigstellung zu endlosen Scherereien führen, er konnte sich nicht einmal ordnungsmäßig ausweisen. Sein Paß war ja in der Brieftasche, diese war im Rock und der Rock war, vorläufig wenigstens, fort. Das würde man ihm nicht so leicht glauben, und ebenso fraglich war, ob er das Verlorene je zurückerhielt. Und jemand ohne Papiere ist der Polizei immer verdächtig. In Gottes Namen also —!

IV.

Hielt man ihn jetzt bereits für verdächtig? Tatsache war jedenfalls, daß ihm auf der Straße ein Beamter der Revierwache unauffällig folgte.

Vielleicht — wahrscheinlich sogar — geschah dies, falls der Selbstmordkandidat Lust verspüren sollte, sein früheres Vorhaben doch noch auszuführen. Und Freese wäre doch gerne zum Spreeufer zurückgekehrt, um dort Nachschau zu halten. Jetzt war das so gut wie ausgeschlossen, er hätte nur riskiert, vom Grünen am Kragen genommen zu werden, denn daß er nach seinem Koffer fahnde, wäre doch nur als fadenscheinige Ausrede betrachtet worden.

Also das ging nicht! Es ging auch nicht, in dem fragwürdigen Zustand, in dem er sich darbot, ein Hotel aufzusuchen.

Da kam ihm eine verrückte Idee! Es blieb ihm doch eigentlich nichts anderes übrig, als sich nach der Mühlstraße 40 zu begeben. Dort befand sich ja „seine Wohnung“, die hatte jetzt keinen Herrn und stand zur Verfügung. Man konnte es wenigstens annehmen und eine Probe aufs Exempel machen. Durchnäßt wie er war, konnte er unmöglich im Freien übernachten!

Nachdenklich wanderte Freese dahin. Ihm war durch einen unheimlichen Zufall ein fremder Name und der fremde Rock zugefallen, den er am Leibe trug, er war gleichsam in die Haut eines anderen geschlüpft. Vielleicht bargen die Taschen des Rocks sogar einen Inhalt? Er überzeugte sich durch einen Griff — und tatsächlich! Was war das, eine Brieftasche? Sie erwies sich aber als wenig imponierend. Die Tasche aus dunkelgrünem Leder mußte ihrem vormaligen Besitzer reichlich lange gedient haben. Ein Fach enthielt die Visitenkarten. Richtig, und dann war da der Paß, von dem der Beamte gesprochen hatte. Freese schlug ihn auf und sah in das bartlose Gesicht eines ziemlich jungen Menschen, aus dessen Zügen sich zur Not eine oberflächliche Ähnlichkeit mit ihm herauslesen ließ. Die Leute auf dem Revier hatten anscheinend die Identität nicht allzu genau nachgeprüft.

Die Personalien im Paß entsprachen den Daten, die der Reviervorsteher genannt hatte. Außerdem war festgehalten, daß Georg Stuckering blond, blauäugig und mittelgroß gewesen war, was zufällig auch bei Freese zutraf.

Die Brusttasche barg einen Notizkalender, auf dessen Vorblatt Name und Adresse des Inhabers vermerkt standen. Herr Stuckering war jedenfalls, ehe er in die Fluten sprang, gewissenhaft darauf bedacht gewesen, daß man hinterher auch erfahre, wer hier den Tod gesucht habe. Schließlich entdeckte Freese noch einen Schlüsselbund, an dem, wie er annehmen durfte, der Hausschlüssel und der Drücker der Wohnung hingen. Das war alles. Geld war nicht vorhanden.

Als Freese die Taschenvisitation beendet hatte, deren Ergebnis dürftig genug war, überlegte er kurz. Sollte er wirklich —? Nach Schöneberg war ein weiter Weg. Da fuhr eine leere Droschke vorüber. Er winkte kurz entschlossen und stieg ein.

Während der Fahrt stiegen ihm neue Bedenken auf. Es war doch eigentlich verrückt, in ein fremdes Quartier eindringen zu wollen, denn schließlich konnte Georg Stuckering in dem Hause, in dem er bisher gewohnt hatte, nicht ganz unbekannt geblieben sein. Wenn ihm jemand begegnete im Haus, jetzt in der Nacht — und er kannte sich nicht aus — — Aber zum Kuckuck, er wollte ja nur Quartier für die Nacht!

Jetzt hielt der Wagen vor einer reizlosen Mietskaserne, deren schmale Front zu ebener Erde von einem Grünkramladen und einer kleinen Kneipe nahezu ganz ausgefüllt wurde.

Freese probierte auf Glück den größten der Schlüssel und dieser paßte tatsächlich!

Nun stand er in einem finsteren Hausflur und wußte nicht, wo „er“ wohnte. Er strich ein Zündholz an und entdeckte zu seiner Befriedigung an der Wand einen stummen Portier. Auf der Tafel waren die Namen der Hausbewohner verzeichnet, doch der Name Stuckerings fehlte. Also war er wohl Untermieter gewesen. Peinlich! Doch nein, hier stand ja der Name, als letzter in der Reihe. Der Mieter Stuckering schien demnach erst später, vielleicht erst kürzlich zugezogen zu sein, er spielte hier, was nicht weiter verwunderlich war, keine allzu große Rolle, aber — und dies war die Hauptsache — er hauste unter diesem Dach oder hatte es wenigstens bis vor wenigen Stunden getan und sein Domizil war, wie sich aus der Anordnung auf der Namenstafel ergab, im Hintergebäude vier Treppen hoch gewesen.

Freese atmete auf. Er durchquerte den Flur, tastete sich durch einen dunklen Hof, erspähte den zweiten Eingang und klomm empor. Oben empfing er weitere Weisung von einer mit Tusche gepinselten, an der Mauer befestigten Karte: „Zum Atelier eine Treppe höher“.

Besser hätte er es gar nicht treffen können. Hier oben war man einigermaßen abgesondert, der Beobachtung nicht so sehr ausgesetzt, hier konnte er wohl ungestört die eine Nacht bleiben. Freese hat drüben in den neun Jahren allerhand durchgemacht und erlebt, aber als er nun vor der Türe mit dem Namen Stuckering stand, da hatte er doch ein scheußliches Gefühl, gerade so, als müßte der Mann, dessen grünfahles, verzerrtes Gesicht er nicht aus seiner Vorstellung verdrängen konnte, hinter der Türe stehen, wenn er öffnete. Aber er wollte ja nicht einbrechen in sein verlassenes Heim, nicht mit kalter Neugier dem tragischen Verhängnis seines Lebens nachspüren. Nur Quartier für diese eine Nacht wollte er von ihm, das hatte er wohl um ihn verdient!

Trotzdem spürte er ein leises Zittern in seiner Hand, als er nun daran ging, die Türe zu öffnen. Wenn ihn

jetzt sein Vater sehen würde, oder Anneliese und der dicke Co.!

Geräuschlos öffnete sich die Türe.

Zögernd, mit klopfendem Herzen, blieb Freese auf der Schwelle stehen, aber dann ermannte er sich. Also vorwärts! Gleich beim Eingang war ein Lichtschalter, er knipste an.

Vor Freese lag jetzt ein schmaler, langgestreckter Raum, dessen Wände mit zahllosen Bildern geradezu gepflastert waren; kaum ein Fleckchen war frei; Porträts, Landschaften, Akte, Interieurs, ausgeführte Werke und halbvollendete Studien. Freese verstand ein wenig von Bildern. Wenn er sich auch kein maßgebendes Urteil anmaßte, er hatte den Eindruck, daß der Maler Stuckering ungewöhnlich begabt gewesen war, seine Bilder zeugten von einer eigenartigen, ungestümen Ursprünglichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Grenzern und Paschern.

Von Kurt A. St. Jentkiewicz.

(Fortsetzung.)

Wieder bin ich allein. Nun mit drei Gefangenen, die langsam ihre Sicherheit wiedergewinnen. Sie schimpfen über den Schreck, den wir ihnen eingejagt haben, obwohl sie ganz genau wissen, daß es Schreckschüsse waren. Einer versucht aufzustehen. Ich scheuche ihn nieder und mache ihn darauf aufmerksam, daß ich schießen müßte.

Innerlich lache ich zwar über die Drohung, denn nach der Aufregung kriecht die Kälte wieder heran. Ich friere barbarisch und würde sicherlich nicht treffen, sondern Löcher in die Luft schießen. Aber die Pistole verschafft mir doch Achtung.

Nun kommen auch die beiden anderen Beamten, die durch den Lärm aufmerksam geworden sind. Während sich der eine am Absuchen des Geländes beteiligt, nehmen wir den Erwischten die Lasten ab und fragen sie aus. Jetzt dürfen sie aufstehen und ihre Nerven mit einer Zigarette beruhigen. Es sind friedliche Burschen, wie sich herausstellt. Berufsschmuggler, Träger der Kolonne Z., die in einer kleinen Stadt im Hinterland beheimatet ist. Gute Bekannte der Zöllner.

Nach einer Viertelstunde wird die Suche aufgegeben. Den dritten Püngel hat man gefunden. Sonst nichts. — und wir wissen doch, daß die Kolonne stärker war. Mindestens fünf oder sechs Mann sind entkommen. Sie haben den rettenden Wald erreicht, und es wäre sinnlos, sie dort aufspüren zu wollen.

Rasch geht die Körperuntersuchung von statten. Außer den Traglasten haben die Burschen nur ein paar Zigaretten in ihren Taschen und ihre — Stempelkarten. Arbeitslose also, wie fast alle aus der großen Armee der Träger. Sie versuchen nicht, sich zu entschuldigen. Ausflüchte hätten ja auch keinen Sinn. Sie nehmen ihr Schicksal hin wie etwas Wohlbekanntes. Auf ihren nächtlichen Gängen hatten sie Zeit genug gehabt, sich damit vertraut zu machen. Tabak und Kaffee haben sie getragen. Für wen? Sie schweigen. Aber schon bei der Feststellung der Personalien kommt es heraus. Der eine ist nämlich der Bruder des Kolonnenführers. „War der Jupp dabei?" Den hätten die Grenzer nämlich zu gern wieder einmal gefaßt. Der Bruder nickt. „Vorneweg!" Wie immer also war der Führer als Vorläufer marschiert. Das können sie schon verraten, denn dem Jupp passiert ja nichts. Er selbst... nein, er selbst schmuggelt nie. Kein Mensch wird je in seinen Taschen etwas Zollpflichtiges finden. Und nur dann kann eine Bestrafung erfolgen.

„So, und nun macht, daß ihr nach Hause kommt!" beendet der Postenführer die nächtliche Verhandlung. Eigentlich hätten die Schmuggler ihre Püngel ja in die Stadt hineinschleppen müssen, aber wir wollen die Postierung noch nicht abbrechen. Vielleicht läuft uns doch noch etwas in die Arme. Es ist zwar nicht wahrscheinlich, daß in dieser Nacht noch eine Kolonne den Weg gehen wird, der durch den Anschlag „brenzlig" wurde, aber man kann nie wissen . . . Vielleicht bilden sich die Pascher auch ein, daß wir in die Stadt zurückgekehrt seien und die Luft nun rein sein müsse.

Zwei Beamte bleiben zurück und legen sich in Deckung, während der Postenführer und ich uns quer durch den Wald zur Grenze hindurch schlagen. Es ist so dunkel, daß man fast mit jedem Schritt gegen einen Baum rennt, aber das Ortsgefühl der Grenzer ist so ausgeprägt, daß sie trotzdem ihren Weg finden. Richtig, gerade unterhalb der Heidebecker „Bude" kommen wir heraus.

Das ist also die Grenze, die Schicksalslinie. Ein schmaler, sandiger Fußsteig. Und alle fünfhundert Meter etwa steht ein grauer, viereckig geschlagener Stein mit einer Nummer darauf.

Drüben das Haus liegt schon in Holland. Das ist die Heidebecker „Bude", ein bekanntes und gefährliches Schmugglerneſt. Ein breites, massives Ziegelhaus mit anschließenden Ställen. Einsam . . . mitten in der Heide. Denn hier schneidet der Wald mit der Grenze ab.

Vor ein paar Jahren noch stand wirklich eine Schmugglebude hier. Schnell aus ein paar Brettern zusammengefügt. Nun steht an ihrer Stelle ein stattliches Anwesen. Ja, der Verkauf an die Schmuggler ist schon ein lohnendes Geschäft.

Nichts regt sich. Kein Lichtstrahl dringt durch die dichten Fensterläden des Hauses. Wir wissen aber doch, daß noch Betrieb ist, denn der Hund, der nach Geschäftsschluß hinausgelassen wird, liegt eingesperrt.

Leise pirschen wir uns vorbei. Wir achten darauf, daß wir uns sofort hinwerfen können, wenn geschossen werden sollte, denn der Besitzer dieser Bude ist ein gefährlicher Mann, der die deutschen Grenzer, die sein dunkles Gewerbe stören, grimmig haßt. Vor ein paar Tagen erst hat er eine Streife aus seinem Jagdgewehr beschossen.

In dieser Nacht gibt es keinen zweiten Anschlag. Wir marschieren zum Dienstkasten zurück und schleppen müde und übernächtig die drei Püngel. Ehe der Dienst beendet ist, muß die Anzeige erstattet und die Beute gezählt werden. Ja, es war schon ein ganz guter Fang. Fast ein Zentner Tabak und Kaffee ist uns in die Hände gefallen.

Der lebende Ginsterbusch.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß an jedem Morgen und an jedem Abend die „Heideburger" mit Getreide übers „Heidefeld" ziehen. Man weiß, wer zur Kolonne gehört; man weiß, wer die Abnehmer sind; man weiß eigentlich alles, was wissenswert ist. Nur fassen kann man die Bande nicht; denn legen sich die Grenzer auf die Lauer, dann „ziehen" die Burschen eben nicht, und ungesehen auf das Heidefeld zu gelangen, ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Das wissen die Heideburger ganz genau.

Das Heidefeld ist ein offenes, weites Dreieck, dessen Grundlinie jenes Stück holländischer Grenze bildet, das zwischen den Grenzzollämtern Heideburg und Kranichhaus liegt, und im Schnittpunkt der beiden Schenkel befindet sich die kleine Ansiedlung, in der längs der Landstraße die Mitglieder der Getreidekolonne wohnen. Soll getragen werden, so braucht man zuvor das Feld nur abzusuchen und auf die Straße wie in die Nähe der beiden Zollämter Aufpasser zu stellen. Ist der Schmuggel im großen mit Tabak und Kaffee fast ausnahmslos Sache des Hinterlandes, so hat sich die Grenzbewohnerschaft den Getreideschmuggel vorbehalten. Die Märsche mit den schweren Lasten, die entweder auf dem Rücken getragen oder auf alte Fahrräder gebunden werden, sind nicht lang; befinden sich die Säcke erst in der Scheune, dann soll es den Zöllnern schwer fallen, zu beweisen, daß es sich um geschmuggeltes Korn handelt.

Nur einmal ist einer erwischt worden. Ganz durch Zufall. Die Beamten hatten erfahren, daß getragen worden war, holten einen Bauern mitten in der Nacht aus dem Bett und sagten ihm auf den Kopf zu, daß er Roggen geschmuggelt habe. Mit Entrüstung wies der Mann diese Behauptung zurück. Er sei weder ein Schmuggler, noch besitze er Roggen. Man sollte sich nur überzeugen: in seiner Scheune gäbe es nur zwanzig Zentner Weizen.

Das war sein Verderben. Er wurde sofort verhaftet, obwohl er die Wahrheit gesprochen hatte. In seiner Scheune befanden sich tatsächlich zwanzig Zentner Weizen, die waren jedoch am Abend, als die Grenzer heimlich eine Haussuchung vorgenommen hatten, nicht vorhanden gewesen. Wenn der Bauer nun wußte, was die plötzlich aufgetauchten Säcke enthielten, dann steckte er mit den

Schmugglern unter einer Decke. Er war also in eine Falle gegangen. Ihm wurde eine Zollstrafe aufgebrummt, an der er ein paar Jahre abzuzahlen haben wird.

Und wie immer, wenn ein Schmuggler den Grenzern ins Garn geht, so dachte auch dieser Bauer sofort an Angeber, schimpfte und erklärte schließlich, er wolle es seinen „verräterischen" Konkurrenten, die diesmal wirklich unschuldig waren, gehörig eintränken. Ja, er würde sie den Zöllnern in die Hände spielen.

Die Beamten sagten nicht nein, und in wenigen Minuten war ein Schlachtplan entworfen. Am anderen Tage fuhr der Bauer in den Busch, um Ginster zu schlagen. Unauffällig pirschten sich die Grenzer heran, kletterten auf die hohe, zweirädrige Karre, Ginster wurde über sie gepackt, und dann ging es zum Heidefeld, wo der lebende Ginsterbusch abgeladen wurde. Eine ganze Nacht hockten die Beamten in dem Gebüsch, eine ganze lange Nacht hindurch beobachteten sie das wie eine Tafel vor ihren Augen liegende Feld. Doch . . . keine Kolonne zog. Irgendwie mußten die Burschen doch Lunte gerochen haben. Das erzählte man mir, als wir in der zweiten Nacht zwischen ausgewachsenen Rosenkohlstauden im Heidefeld lagen und auf unsere Opfer warteten. Über die Grenze gezogen waren sie, das hatten wir gesehen. Aber zurück kamen sie nicht. Wir mußten von den Kundschaftern bemerkt worden sein. Mißmutig ging es wieder in die Stadt. Wir waren absichtlich laut und hielten auf der Straße jeden Fußgänger und jeden Radfahrer an, damit man merkte, daß wir abrückten. Ein paar Stunden Ruhe — dann hinaus aus den Federn und wieder zum Heidefeld marschiert!

Es ist kurz nach Mitternacht. Wenn die Kolonne am Morgen „ziehen" will, stehen jetzt bestimmt noch keine Kundschafter auf der Lauer. Wir erreichen das Feld und kriechen in eine Miete, in der es übel riecht. Aber der Grenzer darf nicht wählerisch sein, wenn er Erfolg haben will. Langsam verrinnt die Zeit. Weit hallend klingen die Glockenschläge der Turmuhr des nahen holländischen Klosters zu uns herüber. Nichts rührt sich in der Ansiedlung.

Im Osten zeigt sich schon ein heller Himmelsstreif. In den Höfen beginnen die Hähne zu krähen. Leichte Nebel stehen über dem Heidefeld, das tot und ausgestorben vor uns liegt. Kein Schmuggler läßt sich blicken, und als der Morgen kommt, schleichen wir davon, denn wir haben keine Lust, uns auch noch auslachen zu lassen, wenn die Bauern, die zum Ackern herauskommen, uns hier finden sollten.

So geht es an der Grenze: Wochen, ja Monate können vergehen, ehe es gelingt, auch nur einen Schmuggler zu fassen — selbst dann, wenn man weiß, wer schmuggelt und wo und wann die Ware über die Grenze gebracht wird. Man muß nicht nur findig sein, man muß nicht nur Geduld haben, sondern auch Mißerfolge einstecken können.

Viele Nächte hindurch haben wir das Heidefeld beobachtet. Einmal sind wir ganz überraschend in die Ansiedlung eingefallen — mitten in der Nacht, aber wir haben niemand aus dem Schlaf gescheucht. Die ganze Bewohnerschaft wachte, sie war gewarnt.

Durch wen? Wer mag es wissen. Der Nachrichtendienst ist tadellos durchgeführt, und wie die Grenzbeamten Suchhunde benutzen, um die Schmuggler aufzustöbern, so haben die Bauern hier am Heidefeld Hunde, mit denen sie das Gelände absuchen.

Aber einmal geht es doch schief, und dann ereilt den Sünder das Schicksal jenes Besitzers, der, um zehn Mark zu sparen, ein paar Säcke Thomasmehl am hellichten Tage über die Grenze brachte und den Kunstdünger dreist über sein Feld zu streuen begann. Zufällig kamen wir dazu. Die Wagenspur redete eine nicht mißzuverstehende Sprache Obwohl der Bauer Stein und Bein schwor, der Dünger stamme aus der Genossenschaft, konnte er zweifelsfrei überführt werden. Sein Pferd war er los, seinen Wagen, den Kunstdünger auch, und zu allem Überfluß durfte er auch eine gehörige Zollstrafe bezahlen.

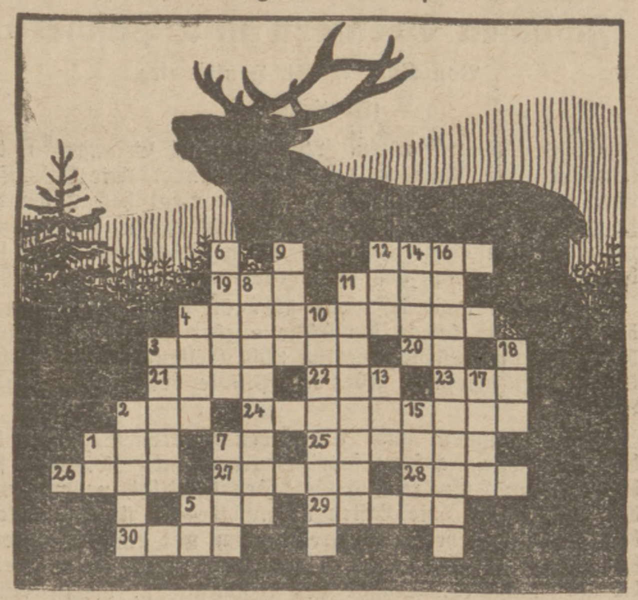
So ist das hier an der Grenze: der Schmuggel zieht sie alle in seinen Bann — den größten Besitzer wie den kleinsten Kätner. Herrn wie Knecht überfällt die schleichende Krankheit und läßt sie nicht wieder los. Auf die Dauer hat niemand der Grenzbewohner etwas davon. Eine Strafe richtet sie zu Grunde. Und doch — sie können es nicht lassen. (Schluß folgt.)

 **Lustige Ecke** 

* **Andreae und Reger.** Volkmar Andreae, der berühmte Schweizer Dirigent und Komponist, soll einmal zu Max Reger geäußert haben: „Wenn ich deine Musik höre, werde ich immer matter, nie reger." Darauf soll ihm Reger entgegnet haben: „Und wenn ich deine höre, dann hör' ich immer andrä."

 **Rätsel-Ecke** 

Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Mathematische Zahl. — 2. Oper von Puccini. — 3. Gradeinteilung. — 4. Haushaltplan. — 5. Verhältniswort. — 6. Orthographisches Nachschlagewerk. — 7. Linker Nebenfluß der Elbe. — 8. Nordisches Haustier. — 9. Sammelname für jagdbare Tiere. — 10. Schrecken südlicher Meere. — 11. Feind des Forstmannes. — 12. Schankstätte. — 13. Inbegriff aller Weltkörper. — 14 Bindewort. — 15. Pflanzenart. — 16. Geweihart. — 17. Planet. — 18. dem Verkehr dienend.

Waagerecht: 1. Geographischer Begriff. — 2. Juristischer Begriff. — 3. Stadt in der Provinz Sachsen. — 4. Hirschart. — 5. Zündmetall. — 7. Nahrungsmittel. — 11. Seesäugetiere. — 12. Oberschicht des Geweihes. — 19. Schweizer Kanton. — 20. Ausruf des Erstaunens. — 21. Form von können. — 22. Weibl. Vorname. — 23. Gewässer. — 24. Berg in Südafrika. — 25. Europäische Insel. — 26. Stadt in Italien. — 27. Alpenjagdtier. — 28. Bekannter Flieger. — 29. Zur Feinbäckerei nötig. — 30. Strom in Ostasien.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 242.

Auflösung des Rösselsprungs:

Nun spinnt das Märchen
In blauer Luft
Silberne Härchen
Ob Wald und Kluft.
Schweigende Felder,
Schlummerndes Land,
Sterbende Wälder
Im Herbstgewand.

*

Auflösung des Rätsels:

Eber.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.